

Rezensionen

Michaela Harmeier

Davina Höblich, 2010: *Biografie, Schule und Geschlecht. Bildungschancen von SchülerInnen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 296 Seiten. 34,95 Euro

Die Dissertationsschrift von Davina Höblich hat sich zum Ziel gesetzt, den Zusammenhang von SchülerInnenbiografie, Schule und Geschlecht am Beispiel der Waldorfschule empirisch zu analysieren. Die Autorin bezieht sich dabei in ihrer Fragestellung und in ihrem Forschungsdesign auf interaktionistische Sozialisationsansätze.

Sie geht in ihrer Untersuchung der Frage nach: Wie verarbeiten Mädchen und Jungen die an sie herangetragenem Geschlechterbilder?, und bearbeitet diese über ein komplexes Forschungsvorgehen, bei dem sie verschiedene methodische Zugänge und Perspektiven in der LehrerIn-SchülerIn-Interaktion berücksichtigt. In ihre Analyse gehen die biografischen Verarbeitungen der SchülerInnen, die pädagogische Orientierung der Klassenlehrerin, der Deutungshorizont innerhalb der LehrerInnenschaft sowie die Außenrepräsentation der Schule ein. Mit dieser ambitionierten multiperspektivischen Rekonstruktion der unterschiedlichen AkteurInnengruppen erzielt sie ein tiefes Verständnis des Gegenstandes.

Das Buch gliedert sich mit acht Kapiteln in drei Teile: Im ersten Teil wird sehr umfassend der Forschungsstand zur „Schule als Ort der Identitätsbildung“ dargelegt. Der Fokus liegt auf dem Zusammenspiel von System, Interaktion und biografischer Verarbeitung der handelnden AkteurInnen, dazu gehören sowohl die Schülerinnen und Schüler als auch die Lehrpersonen. Davina Höblich verweist auf eine Vielzahl wissenschaftlicher Studien primär aus der Schulforschung, die schulische Interaktionsdynamiken für die geschlechtsspezifische Identitätsbildung herausstellen. Schule, so Höblich, ist ein zentraler Ort der Identitätsbildung, wobei subtile Diskriminierungen innerhalb der schulischen Interaktion etwa über geschlechtsspezifische Unterrichtserwartungen der Lehrpersonen wirksam werden. Insbesondere das pädagogische Konzept der Waldorfschule begründet den hohen Stellenwert der Lehrperson über eine intensive Elternarbeit und ein Kontinuum der sozialen Beziehungen. Die Lehrperson hat aus diesem Grund eine weitreichende Wirkung bei der Vermittlung von geschlechtsbezogenen Deutungen und Beurteilungen. Höblich schließt daran theoretische Vorüberlegungen zur sozialen Konstruktion von Geschlecht als Zuschreibung und Selbstzuschreibung von Geschlechtsrollen und zur Berücksichtigung der biografischen Erfahrung in der Sozialisationsforschung an.

Im zweiten Teil arbeitet die Autorin ihre methodologischen und methodischen Orientierungen aus. Sie bezieht sich auf die Erhebungsmethoden des narrativen Interviews und Gruppendiskussionsverfahren sowie die Auswertungsverfahren nach der objektiven Hermeneutik, der narrationsstrukturellen Analyse und der dokumentarischen Methode.

Von acht narrativ geführten Interviews mit Schülerinnen und Schülern wurden zwei Fälle, die sich maximal kontrastierend zueinander verhalten, zur Fallanalyse ausgewählt. Nach einer ausführlichen Rekonstruktion der SchülerInnenbiografien mithilfe der objektiven Hermeneutik und der narrationsstrukturellen Analyse erfolgt die Rekon-

struktion der Deutungen der Klassenlehrerin über ein berufsbiografisches Interview und die Deutungen der LehrerInnenschaft über eine Gruppendiskussion. Der institutionelle Rahmen, der das Leitbild und die Schulkultur stellt, wird über eine leider nur knapp gehaltene und anonymisierte Analyse der Homepage erschlossen.

Im dritten Teil präsentiert die Autorin ihre Ergebnisse. Die umfassenden und detaillierten Fallstudien der SchülerInnen „Martin“ und „Anna“ auf insgesamt 106 Seiten dokumentieren u. a. biografische Erfahrungsbestände und daraus resultierende Identitätsreifungsaufgaben, die im schulischen Kontext abgearbeitet werden.

Über das berufsbiografische Interview mit der Klassenlehrerin wird deren Orientierung an traditionellen Geschlechterstereotypen aufgedeckt. Über Schilderungen der Klassenlehrerin zu einem Theaterprojekt offenbaren sich ihre nicht reflexiv zugänglichen Vorstellungen von einer „gelungenen natürlichen Präsentation von Weiblichkeit mit dem Tragen glamouröser Kleider und Hochsteckfrisuren“ (S. 207). Die geschlechtsspezifischen Normvorstellungen setzen sich in den Beschreibungen des Theaterprojektes fort, dessen Stückauswahl zum „Geschlechterkampf“ und zum „Wettstreit von proletarisch-bäuerlicher männlicher Kultur und feingeistiger Hochkultur, als der weiblichen Sphäre zugehörig“, avanciert (S. 221).

Insbesondere über das berufsbiografische Interview und die Gruppendiskussion zeigt die Studie die Wechselwirkung kollektiver Deutungshorizonte mit individuellen professionellen Überzeugungen, die über das Kollegium sowie den institutionellen „Sinn stiftenden“ Rahmen „abgefedert und legitimiert“ werden (S. 465f.). Subtile geschlechtsbezogene Diskriminierungen innerhalb der schulischen Interaktion werden über den multiperspektivischen Methodenzugang offengelegt.

Das Theaterprojekt fungiert hierbei als „Medium der Geschlechtererziehung“ (S. 266), wobei die Autorin an dieser Stelle die Frage formuliert, ob nicht gerade offene Unterrichtsarrangements „eine Vereinseitigung entlang geschlechtsbezogener Erwartungen und Zuschreibungen zu begünstigen scheinen“ (S. 266). Alltagsnahe Schulprojekte, wie beispielsweise das Theaterprojekt, bewirken, so schlussfolgert sie aus den empirischen Analysen, geschlechtsspezifische Attribuierungen. Abschließend stellt Davina Höblich darum die Frage, „ob die Offenheit und Alltagsnähe der Projektarbeit dem Ziel einer Bildungsgerechtigkeit für Mädchen und Jungen nicht entgegenwirkt“ (S. 269). Insbesondere über die Darstellung rund um das zunächst offen konzipierte Theaterprojekt werden Brüche in den geschlechterbezogenen Deutungen der Lehrpersonen deutlich und die Begrenzung von SchülerInnen-Partizipation wird sichtbar.

Die Fragestellung der Autorin basiert auf der Annahme, dass Geschlecht in Interaktionsprozessen immer wieder reproduziert wird. Ihr Fokus liegt aus diesem Grund auf den Herstellungsprozessen von Geschlechterunterschieden, die sowohl von Lehrpersonen als auch von SchülerInnen getragen werden.

Zwar werden keine Interaktionssequenzen analysiert, jedoch eröffnet die Studie gerade durch das multiperspektivische methodische Vorgehen vielschichtige Zugänge zur geschlechtsbezogenen Identitätsbildung und zum Stellenwert von Schule. Die Studie führt damit in gelungener Weise Interaktionsstudien im Bereich der Schulforschung fort. Unter Berücksichtigung der Spezifika der Waldorfschule stellt sich indes die Frage, inwieweit die Ergebnisse auch auf die Regelschule übertragen werden können. Die Darstellung der Schulkultur, insbesondere zur Schulgeschichte, Selbstdarstellung der

Schule, zur Ortsbeschreibung sowie zur Betrachtung von Klassen und Lehrkräften, ist knapp bemessen, obgleich diese den Interaktionsrahmen stellt und die Bildungsziele der Waldorfschule eben nicht exemplarisch die deutsche Schulkultur widerspiegeln. Obwohl die Schulwahl beispielhaft zu verstehen ist, eröffnet die Studie weiterführende Fragen zur Geschlechterorientierung in der Waldorfschule. Diese bezieht sich nämlich nach Angaben der Autorin auf „traditionelle Bilder und Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit“ (S. 88).

Das Buch bietet mit insgesamt 222 Fußnoten weitläufige Querverweise und verweist auf den „Gestaltschließungsdrang“ der Autorin. Ihre fortlaufend kritische Positionierung zum Forschungsstand ist zwar angemessen, um den eigenen Standpunkt und das gewählte methodische Vorgehen zu legitimieren, mutet allerdings in dieser durchgängigen Form befremdlich an und könnte als tendenziös missverstanden werden.

Der Nachvollzug der oftmals langatmigen und umfassenden Analysen sowohl der Einzelinterviews als auch der Gruppendiskussion ist für PraktikerInnen vermutlich schwierig nachzuvollziehen – insbesondere Studierende erhalten aber einen profunden Einblick in die Anwendung der objektiven Hermeneutik und der Narrationsanalyse.

Zielgruppen des Buches sind neben methodisch interessierten Studierenden insbesondere Lehrpersonen, die sich mit dem Thema Geschlecht auseinandersetzen wollen, Schulleitungen, die mit der Schulprogrammentwicklung befasst sind, und Verantwortliche für die Schulorganisation und Schulverwaltung.

Insgesamt liefert die Arbeit einen lohnenden Beitrag zum besseren Verständnis des Wirkungszusammenhangs von komplexen schulischen Interaktionskontexten bei Identitätsbildungsprozessen von Schülerinnen und Schülern und den Unterrichtsdeutungen von Lehrerinnen und Lehrern.

Die Ergebnisse der Studie sollten für weitere Professionalisierungsüberlegungen im Rahmen von Fortbildungsmaßnahmen für Lehrerinnen und Lehrer genutzt werden.

Zur Person

Michaela Harmeier, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Berufs- und Weiterbildung der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Erwachsenenbildung, Biographieforschung, Frauen- und Geschlechterforschung

Kontakt: Weststadttürme A.08.06, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen

E-Mail: michaela.harmeier@uni-due.de

Katharina Mader

Vera Moser, Inga Pinhard (Hrsg.), 2010: *Care – Wer sorgt für wen? Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. 227 Seiten. 24,90 Euro

Wie wollen wir leben? In welcher Welt wollen wir leben? Und wie sollen darin die Geschlechter verortet sein? „Kaum eine andere Thematik ist mit der Frage der Geschlechter- und Generationengerechtigkeit so zentral verknüpft wie das Thema Care – denn diese Thematik berührt den Kern humaner Gesellschaften“ (S. 13). *Vera Moser* und *Inga Pinhard* widmen daher den 6. Band des Jahrbuches *Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft* der Frage nach Care, also wer Sorge- und Pflegetätigkeiten wie, wo und warum übernimmt.

Diese Frage ist zwar seit jeher Gegenstand von erziehungswissenschaftlicher Forschung, sie ist aber neu zu stellen, da sich den Herausgeberinnen zufolge Geschlechter- und Generationenarrangements verschieben. Ihre Ausgangsfragen lauten dementsprechend: Welche gesellschaftliche Aufmerksamkeit wird Care zuteil? Etabliert sich eine neue Ordnung der Sorge? Wie schlägt sich diese im institutionellen Feld von Pflege, Erziehung und Bildung nieder? Inwieweit verändern sich Beziehungs- und Beschäftigungsverhältnisse im Kontext von Pflege und Sorge? Welche Beziehungsverhältnisse werden inwiefern professionalisiert und wie verändern sich soziale Beziehungen, wenn Care eine vorwiegend professionelle Aufgabe wird? Das Ziel der Herausgeberinnen ist es, Care als zentrale Dimension sozialer Beziehungen und als Thema im Diskurs über Geschlechtergerechtigkeit der Erziehungswissenschaften zu platzieren.

Das Jahrbuch soll neue Erkenntnisse und Befunde zu unterschiedlichen Aspekten von Care zugänglich machen, wie beispielsweise die damit verbundenen diskursiven Aushandlungsprozesse, die sich in Praktiken widerspiegeln, sowie die Wirkungen eben dieser auf Geschlechterbilder und institutionelle Arrangements. Zudem finden sich im Jahrbuch Berichte aus laufenden Forschungsprojekten zum Thema mit Blick auf verschiedene gesellschaftliche Praxisfelder und Tagungsberichte.

Care bezeichnet sorgende Arbeit (S. 47) und umfasst alle bezahlten und unbezahlten Sorge- und Fürsorge-Tätigkeiten, deren Arbeitsgegenstand die menschliche Arbeitskraft und ihre Versorgung sowie das Organisieren des Lebensnotwendigen sind. Care umfasst also die lebensnotwendigen gesellschaftlichen Aufgaben zur Produktion des Lebensstandards, zur Schaffung von Voraussetzungen für die menschliche Entwicklung und die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit von Frauen wie Männern und beinhaltet öffentliche oder private Verantwortung, bezahlte oder unbezahlte Versorgungsarbeit ebenso wie Festschreibungen von Abhängigkeit oder Ermöglichungen von Unabhängigkeit.

Care-Tätigkeiten werden – grundsätzlich und auch in dem Jahrbuch – einerseits hinsichtlich ihrer ethnischen und handlungstheoretischen Dimensionen beschrieben, andererseits kann damit gesellschaftlich notwendige Arbeit gefasst und nach ihrer erwerbsarbeitsmarktlichen und sozialpolitischen Gestaltung kritisch hinterfragt werden.

So führt *Nel Noddings* in die wesentlichen Auseinandersetzungen mit Care-Ethiken ein. Sie unterscheidet zwischen den beiden Konzepten „caring“ und „caregiving“:

„Caring describes a way of moral life, one that may be invoked in every human encounter [...] Caregiving point to a kind of work – paid or unpaid“ (S. 20). Nodding argumentiert für „caring as a moral way of life“ (S. 22), der sowohl die „Sorge für“ als auch die „Sorge um“ jemanden beinhaltet, um damit auch der Ambiguität und Paradoxie von Care entgegenwirken zu können. Denn „on the one hand we want the best possible care for our children; on the other, most of us insist on affordable childcare, and we would not encourage our own daughters to engage in childcare as an occupation. Successful women, especially those who have managed to enter occupations once entirely the province of men, often pay their childcare workers poorly and sometimes even exploit illegal immigrants to do this work“ (S. 21). Wenn Care eine moralische Einstellung ist, die in allen zwischenmenschlichen Beziehungen zutage kommen soll, so inkludiert dies auch die Beziehung zwischen diesen erfolgreichen Frauen und deren Haushaltshilfen.

Ähnlich zeigt *Micha Brumlik* Impulse für eine philosophische Ethik des Sorgens anhand von Fragen der Liebesfähigkeit, der Achtung und des Vertrauens und die daraus resultierenden pädagogischen Konsequenzen auf.

Marianne Fries untersucht Care als Beziehungs- und Pflegearbeit, die sukzessive in Standards beruflicher Tätigkeiten, also kommodifizierter personenbezogener Dienstleistungen, eingepasst wird und zeichnet ein Bild der „Arbeit am Menschen“ im Professionalisierungsprozess. Die Expansion der Dienstleistungsgesellschaft der letzten Jahrzehnte fand im Bereich des haushaltsnahen, personenbezogenen Dienstleistungssektors statt. Personenbezogene Dienstleistungsberufe stellen mit 75–85 Prozent Frauenanteil an Beschäftigten ein typisches weibliches Tätigkeitsfeld dar. Fries ortet hierbei Modernisierungsfallen, die vor allem auf Care als historisches Konstrukt der weiblichen Kulturaufgabe und deren Übertragung auf personenbezogene Erwerbsarbeit zurückzuführen sind. Da die „weibliche Magdseligkeit“ (S. 48) betont wurde, prägte dies die historische Konstitution von Ausbildung und Beruf – Care-Arbeit wurde ideologisiert und naturalisiert. Folglich steht dem wachsenden Bedarf am Arbeitsmarkt eine „Beschäftigungsstruktur gegenüber, die im Spannungsfeld eines dynamischen quantitativen Wachstums und fehlender Qualität in personenbezogenen Ausbildungsberufen und Erwerbsfeldern verläuft“ (S. 49). Fries argumentiert daher für neue Parameter, die dem Prozesscharakter personenbezogener Arbeit entsprechen, ihre spezifische Wertschöpfung aufgreifen und dazu verhelfen, dass Tätigkeiten zur Versorgung und Betreuung des Alltags entsprechend ihrer Bedeutung für die Funktionsfähigkeit von Gesellschaften anerkannt werden.

Auch *Sabine Toppe* begreift Care als gerechte und fürsorgliche Organisation des Sorgens, dessen Neugestaltung sie am Beispiel von Ganztagschulen als möglichen Orten für gelingenden Umgang mit zwischenmenschlichen Care-Tätigkeiten konzeptualisiert. Hierfür muss Care mit Gerechtigkeitsüberlegungen und Fragen sozialer Verantwortlichkeit sowie der Anerkennung von Sorgetätigkeiten im Bildungssystem verbunden werden.

Anne-Christine Kunstmann beschreibt Care-Arbeit als geschlechtsspezifisch strukturiert und damit als Angelegenheit von Frauen und untersucht die Möglichkeiten der Re- und Dekonstruktion dieser Zuordnung am Beispiel von Altenpflege.

Elisabeth Tuidor und *Katrin Huxel* setzen sich mit Männlichkeit im Migrationskontext auseinander und analysieren vorherrschende Normen und Zuschreibungen sowie

diskursive Aushandlungsprozesse um Geschlecht und Migration zur Übernahme von Care-Arbeit.

Bei der Lektüre der einzelnen Beiträge stellt sich die Frage, ob Care nun ein Praxisbegriff sein soll, der bestimmte Tätigkeiten meint wie zum Beispiel personenbezogene Dienstleistungen und damit neben anderen Praxen wie der industriellen Produktion steht. Oder ob Care ganz generell eine neue Theorieperspektive auf Wirtschaften darstellt. Die beiden unterschiedlichen Zugänge finden sich in dem Jahrbuch ebenso wie bei vielen anderen Autorinnen und können im jeweils spezifischen – unterschiedlichen – Erkenntnisinteresse verortet werden. Dieser Interessenunterschied führt letztlich auch zu unterschiedlichen Definitionen von Care. Einerseits befassen sich Forscherinnen mit der Care-Arbeit und der Nicht- oder Minderbezahlung von Sorgetätigkeiten. Bei anderen Forscherinnen stehen hingegen die Aspekte des Sorgens und der Liebe im Vordergrund sowie die Frage nach institutionellen Bedingungen und ethischen Vorstellungen, um Sorge für andere zu ermöglichen.

Unabhängig davon kann der Begriff im Unterschied zu „personenbezogene, haushaltsnahe Dienstleistung“ Dimensionen des Politischen abbilden: Mit „Care“ können das gesellschaftlich dominierende Verständnis von Arbeit als Ausdruck von Macht- und Geschlechterverhältnissen sowie Interessenkonflikten analysiert, Neuorganisation und Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Care-Arbeit ebenso wie Entprekariisierung und gesellschaftliche Aufwertung von Care-Arbeit forciert werden. „As feminist, we should also work to improve economic and social conditions of those who provide the labor of caregiving“ (S. 25) sowie daran Sorgen „von Geschlechtszuweisung“ (S. 83) zu befreien. Zentral ist dabei die „längst überfällige Neujustierung von Care“ (S. 64), die Anerkennung „als Arbeit und sozialer Beitrag“ (S. 83). Offen lassen die Autorinnen jedoch das Wie. Es bräuchte – gerade um dem oben dargelegten Ziel des Jahrbuches umfassend zu entsprechen – Vorschläge zur Realisierung qualitativ hochwertiger Care-Tätigkeiten, zur Neuorganisation und Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Care-Arbeit, zur Entprekariisierung, zur sozialen Absicherung und gesellschaftlichen Aufwertung von Care-Arbeit.

Zur Person

Katharina Mader, Dr., Wirtschaftsuniversität Wien, Institut für Institutionelle und Heterodoxe Ökonomie. Arbeitsschwerpunkte: Care-Ökonomie, Feministische und Politische Ökonomie, Gender Budgeting, Ökonomie des Öffentlichen Sektors

Kontakt: Department Volkswirtschaft, Institut für Institutionelle und Heterodoxe Ökonomie, Wirtschaftsuniversität Wien, Augasse 2–6, A – 1090 Wien. Tel.: 0043-1-31336-4943

E-Mail: katharina.mader@wu.ac.at

Cornelia Hippmann

Gabriella Hauch, 2009: *Frauen bewegen Politik: Österreich 1848–1939*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag. 312 Seiten. 24,90 Euro

Es gibt bereits eine Vielzahl von Studien im deutschsprachigen Raum, die sich aus historischer Perspektive mit dem politischen Engagement von Frauen auseinandersetzen. Ausgehend von der gescheiterten österreichischen Revolution 1848 bis hin zur Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich ist es Ziel von Gabriella Hauchs Studie, eine vollständige Zusammenstellung der historischen Ereignisse in Österreich unter geschlechtsspezifischen Fragestellungen zu bieten. Da dies der Autorin zweifelsohne gelingt, ist die Untersuchung als ein Lichtblick für die historische Geschlechterforschung zu bewerten.

In ihrer Abhandlung untersucht Hauch interessanterweise nicht nur, wie sich das weibliche Geschlecht seine Chancen für ein politisches Engagement erkämpfen musste, sondern zeigt ebenso auf, welche Divergenzen und Bündnisse zwischen den politischen Aktivistinnen aus allen gesellschaftlichen Schichten und Lagern existierten. Darüber hinaus thematisiert Hauch, dass es ab 1848 ein langer Weg war, bis Frauen 1919 erstmalig Einfluss im Österreichischen Nationalrat erlangten.

Ihre Untersuchung untergliedert Hauch in zwei Teile. Ausgehend von der Revolution 1848, wird im ersten Teil ihres Buches das Engagement von Frauen in der Politik und letztendlich ihr Scheitern nach der Niederschlagung der Revolution, die mit dem erneuten Ausschluss der Frauen von der politischen Bühne verbunden war, anschaulich dargestellt. Die Autorin rückt vor allem die Revolutionsmonate des Jahres 1848 in den Mittelpunkt, da diese Zeit kurzfristig die gesellschaftspolitischen Fenster für politisch ambitionierte Frauen öffnete. Demnach forderten Frauen bereits zu diesem Zeitpunkt öffentlich die Gleichberechtigung und organisierten sich in politischen Vereinen. Dass die politischen Partizipationschancen aber keineswegs für das weibliche und das männliche Geschlecht egalitär waren, zeigt Hauch anhand des Tatbestandes, dass Frauen einen eigenen Frauenraum gebraucht hätten, um sich wie die Männer politisch zu betätigen. Des Weiteren zeigt sie auf, wie nach der gescheiterten Revolution im Zuge der erlassenen Vereinsgesetze das weibliche Geschlecht gezielt wieder aus dem politischen Raum ausgeschlossen wurde, indem den Frauen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen ausnahmslos untersagt wurde. In diesem Kontext spricht Hauch von einer Retraditionalisierung in Österreich nach 1848. Kontextuell zeigt die Autorin anschaulich und detailliert auf, dass Frauen aber Möglichkeiten fanden, sich z. B. in Wohltätigkeitsvereinen oder in Berufs- und Bildungsvereinen zu organisieren. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts boten diese recht unpolitischen Rahmen somit Optionen für die Arbeit der ersten Frauenbewegung, die sich in diesem Zeitraum zu formieren begann. Darüber hinaus arbeitet Hauch heraus, dass Frauensolidarität und Parteizugehörigkeit für die sich frühzeitig politisch engagierenden Frauen häufig in Konfliktsituationen mündeten. Sie demonstriert, dass die sozialdemokratische Frauenbewegung bei ihren Parteigenossen zwar vehement um Anerkennung kämpfte, aber ihre politischen Ziele nicht erreichte und im Jahr 1905 ihre Forderung nach dem Frauenwahlrecht somit wieder hinter andere

Themen zurückstellen musste. Dieser Tatbestand führt zu der Schlussfolgerung, dass die politisch ambitionierten Frauen bis zum Ersten Weltkrieg zwar bereits erste Teilerfolge erzielten, aber dass ihnen der vollkommene Durchbruch noch längst nicht möglich war.

In ihrer Studie bringt Hauch ebenfalls explizit zum Ausdruck, dass erst mit der Ausrufung Österreichs zur Republik 1918 die gemeinsamen Ziele der Frauenbewegung realisiert werden konnten, d. h. die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. Beispielsweise wurde das Gesetz, das Frauen die Mitgliedschaft in politischen Vereinen untersagte, aufgehoben. Auch wenn der Einzug der Frauen in die institutionalisierten politischen Räume die formaljuristische Ausgrenzung des weiblichen Geschlechts vorerst beendete, war es für die erste Generation von Parlamentarierinnen dennoch sehr schwierig, sich gegen die nach wie vor bestehende männliche Prädominanz in den Parlamenten durchzusetzen. Aus diesem Grund verwundert es nicht, dass die Politikerinnen der ersten Generation im besonderen Maß sowohl von horizontaler als auch von vertikaler geschlechtsspezifischer Segregation betroffen waren.

Im zweiten Teil ihrer Untersuchung rückt Gabriella Hauch die Lebensgeschichten von drei Parlamentarierinnen der ersten Stunde in den Mittelpunkt ihrer Darstellung. Weil die sozialdemokratischen Frauen die überwiegende Zahl der weiblichen Mandatsträger in der ersten Republik stellten, wird nachvollziehbar, dass Hauch die Lebensgeschichten von drei sozialdemokratischen Mandatsträgerinnen von ihrem Einzug ins Parlament 1918 bis zur Übernahme Österreichs durch die Nationalsozialisten 1938 und das damit verbundene Verbot sämtlicher demokratischer Parteien beleuchtet. Im Fokus des Forschungsinteresses stehen dabei vor allem die Handlungsspielräume und Schwierigkeiten, aber auch die zu konstatierenden Ambivalenzen der drei ausgewählten Parlamentarierinnen Adelheid Popp, Käthe Leichter und Therese Schlesinger. Hauch weist nach, dass alle drei Berufspolitikerinnen einen ständigen Spagat bei ihrem Kampf um Gleichberechtigung und gegen die bestehende männliche Vormachtstellung zu bewältigen hatten. In diesem Zusammenhang beleuchtet sie vor allem auch die Brüche und die Kontinuitäten der Rahmenbedingungen, die die politisch Engagierten vorfanden.

Auch wenn Gabriella Hauch mit ihrer Untersuchung einen fundierten Überblick über das politische Engagement österreichischer Frauen gelungen ist, bleiben einige ihrer Ausführungen zu kurz. Sie weist selbst darauf hin, dass bei ihrer chronologischen Darstellung ein kontrastierender Vergleich zum männlichen Geschlecht fehle beziehungsweise dass diesem nicht ausreichend nachgegangen werde. Außerdem sind nicht alle Fragen und Befunde, die sie in ihrer Studie behandelt, vollkommen neu. Es wäre beispielsweise interessant gewesen, noch mehr über die Lage und den Kampf der Frauen in einigen bisher wenig erforschten Epochen aus der Zeit zwischen 1848 und 1938 sowie der des Austrofaschismus zu erfahren. Trotz alledem ist aber zu resümieren, dass Hauch mit ihrer Studie ein beeindruckender und kritischer Überblick über das politische Engagement politischer Aktivistinnen in Österreich in diesen 90 Jahren gelungen ist. So trägt sie einerseits eine Art Chronologie über das politische Engagement von Frauen zwischen 1848 bis 1938 in Österreich zusammen und veranschaulicht andererseits anhand der drei Biografien der ersten Berufspolitikerinnen-Generation Österreichs die Ambivalenzen, Schwierigkeiten und Chancen von politischen Aktivistinnen in dieser Epoche.

Zur Person

Cornelia Hippmann, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Dortmund im Institut für Soziologie. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, qualitative Forschungsmethoden, Biografieforschung, Mediensoziologie, Professionssoziologie, Wissenssoziologie

Kontakt: Technische Universität Dortmund, Institut für Soziologie, Fakultät 12, Emil-Figge-Str. 50, 44227 Dortmund

E-Mail: cornelia.hippmann@tu-dortmund.de

Sylka Scholz

Anke Neuber, 2009: *Die Demonstration kein Opfer zu sein. Biographische Fallstudien zu Gewalt und Männlichkeitskonflikten*. Baden-Baden: Nomos. 203 Seiten. 39,00 Euro

In der Diskussion der Männlichkeitsforschung über den Zusammenhang von Gewalt und Männlichkeit gilt Gewalt als zentraler Bestandteil der sozialen Konstruktion von Männlichkeit, die vor allem in prekären Situationen als Ressource eingesetzt werden kann. Entsprechende einschlägige Konzeptionalisierungen lauten: Gewalt als Teil des „doing masculinity“ (Meuser), „masculine resource“ (Messerschmidt) oder „Bewerkstelligung von Geschlecht“ (Kersten). Die zu besprechende biografische Studie von Anke Neuber schließt an diese Erkenntnisse an, untersucht aber darüber hinaus „die subjektive Bedeutung von Gewalt vor dem Hintergrund biografischer Konflikterfahrungen“ (S. 9). Die Dissertation entstand im Kontext von zwei Langzeitstudien „Gefängnis und die Folgen“ (1998–2004) und „Labile Übergänge“ (2005–2007), die am Kriminologischen Institut Niedersachsen (KFN) angesiedelt waren. Über mehrere Jahre hinweg wurden junge inhaftierte Männer aus Ost- und Westdeutschland zu ihren Erfahrungen im Gefängnis, ihren biografischen Hintergründen und später zu ihren Lebensverläufen nach der Haft befragt. Damit liegt ein aus meiner Kenntnis einmaliges biografisches Material vor, das es erlaubt, den Werdegang junger Männer über einen längeren Zeitverlauf, maximal neun Jahre, zu verfolgen. Aus dem Projekt sind bereits eine Reihe von Studien hervorgegangen (aktuell: Bereswill/Koesling/Neuber 2008; Koesling 2010); die Untersuchung von Anke Neuber fokussiert den biografischen Eigensinn von Gewalt. Sie fragt nach den subjektiven Strategien im Umgang mit und der Bedeutung von Gewalt in den biografischen Selbstdeutungen. Dabei verfolgt sie eine Perspektive auf Geschlecht, der es darum geht, „inneren Konflikten, Brüchen und Widersprüchen“ nachzuspüren, um „dichotome Denkfiguren“ (S. 16) – etwa Gewalt ist ‚männlich‘, Opfersein ist ‚weiblich‘ – aufzubrechen.

Die Studie ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Teil „Die Bedeutung von Gewalt im Gefängnis – Sykes meets Bourdieu im homosozialen Raum“ formuliert Anke Neuber den theoretischen Rahmen ihrer Untersuchung. Deziert geht es ihr um ein Konzept, welches das „Verhältnis von Institution und Subjekt, von Struktur und Handlung“

(S. 18) angemessen erfassen kann. Sie bezieht sich zum einen auf den Soziologen und Kriminologen Gresham M. Sykes, der mit seiner ethnographischen Studie über ein US-amerikanisches Hochsicherheitsgefängnis aus dem Jahr 1958 eine zentrale Referenz der Gefängnisforschung ist. Sykes, dessen Studie theoretisch im Strukturfunktionalismus angesiedelt ist, fragt danach, wie die strukturellen Bedingungen des Gefängnisses das Verhalten der Inhaftierten konfigurieren. Die Autorin nimmt diesen strukturellen Aspekt auf, kritisiert jedoch, dass sich mit dem strukturfunktionalistischen Rollenkonzept „die widersprüchlichen und konflikthaften Erfahrungen des Freiheitsentzugs nicht erfassen [lassen]“ (S. 24). Des Weiteren bezieht sie sich auf das Konzept des sozialen Raums und die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu. Gerade das Habitus-Konzept erlaubt es, das Verhältnis von Handeln und Struktur als eine dynamische Relation zu begreifen, es muss aber, so die Autorin, um die „Konflikthaftigkeit der Aneignung der Welt“ (S. 28) erweitert werden. Über das Habitus-Konzept gelingt auch die Integration der Kategorie Männlichkeit, hat Bourdieu doch mit seinem Werk „Männliche Herrschaft“ eine der wichtigsten Männlichkeitstheorien formuliert. Sie wird von den meisten ForscherInnen (vgl. Bereswill/Meuser/Scholz 2009), so auch von Anke Neuber, mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit von R. W. Connell verknüpft. Abschließend verdichtet die Autorin die Relationen von Subjekt, Biografie und Geschlecht in ein „konflikthaftes Modell von Struktur und Handeln“ (S. 46) und bezieht sich hier vor allem auf den sozialpsychologischen Ansatz von Gudrun-Axeli Knapp und Regina Becker-Schmidt, der „Geschlecht als Konfliktkategorie“ (S. 47) konzipiert. Insgesamt vertritt die Autorin ein „psychoanalytisches Subjektverständnis“ (S. 62). Die Psychoanalyse oder genauer formuliert: feministische Konzepte, die an die Psychoanalyse anschließen, bilden eine zentrale Referenz für Anke Neuber. Gerade diese theoretischen Referenzen werden zwar im Verlauf der Studie immer wieder kurz benannt, aber im Theoriekapitel nicht grundlegend eingeführt. So lässt sich an dieser Stelle pointiert resümieren: Das Zusammentreffen von Sykes und Bourdieu ist schlüssig, es gelingt der Autorin, beide Ansätze gewinnbringend zu verknüpfen, aber Freud ‚is missing‘.

Im zweiten Teil „Das methodische Vorgehen – Hermeneutik als Unterstützung in Verstehensprozessen“ erläutert Anke Neuber ihr empirisches Vorgehen. Aus den genannten Langzeitstudien wurden 30 Langzeitinterviews durch die Kombination von drei Methoden analysiert: Grounded Theory, objektive Hermeneutik, Tiefenhermeneutik. Die kollektiven Deutungsmuster von Gewalt wurden mit Rekurs auf die Grounded Theory untersucht und eine „Gruppierung der 30 Fälle“ (S. 61) vorgenommen. Aus den fünf Gruppierungen wurde dann je ein Ankerfall ausgewählt. Die weitere Analyse richtete den Blick auf den biografischen Eigensinn von Gewalt und damit stärker auf die latente Sinndimension der Interviews. Ersterer wurde mittels einer Sequenzanalyse der Eingangserzählung aufgeschlossen. Die Autorin orientierte sich an der objektiven Hermeneutik, deren methodologische Prämisse, die „Annahme universeller anthropologischer Regeln“ (S. 56), sie jedoch nicht teilt. Erweitert wurde die biografische Analyse mit Rekurs auf die Tiefenhermeneutik, da über diesen Ansatz ein „psychoanalytischer Latenzbegriff“ (S. 62) zur Verfügung gestellt wird. Während man über die methodologische Rahmung der Grounded Theory und der objektiven Hermeneutik in diesem Kapitel kenntnisreich informiert wird, gilt dies für die Tiefenhermeneutik nicht. Hier zeigt sich eine Korrespondenz zum Theoriekapitel, wiederum wird die psychoanalytische Fundie-

rung zu wenig expliziert. Dies gilt umso mehr, da die folgenden Interviewinterpretationen stark psychoanalytisch orientiert sind.

Der dritte Teil „Biographische Fallanalysen“ umfasst fünf Einzelfälle. Diese sind je einer der fünf empirisch differenzierten Gruppierungen zuzuordnen, die jedoch von der Autorin nicht expliziert werden. Man vermisst bei der Überleitung in die Falldarstellungen eine Verortung der Fälle in den Gruppierungen, hier wird die Möglichkeit zur Darstellung wichtiger Analyseergebnisse verschenkt. Auf der Basis der Überschriften lassen sich fünf kollektive Umgangsweisen mit Gewalt im Interviewmaterial verdichten: „Gewalt als Ausdruck von Kontrollverlust“; „Gewalt als Modus der Beziehungsaufnahme“; „Gewalt als Überforderung“; „Der rationale Blick auf Gewalt“ und „Gewalt als Mittel der Anerkennung“. Diese kollektiven Deutungsmuster werden nun unter der Perspektive des biografischen Eigensinns untersucht. Die Einzelstudien belegen eindrucksvoll, wie vor den jeweiligen biografischen Hintergründen – allesamt bereits in der Kindheit durch unterschiedliche Instabilitäten gekennzeichnet – sich lebensgeschichtlich ein je spezifischer Umgang mit Gewalt herausbildet.

Insgesamt gelingt Anke Neuber eine Erweiterung des Blicks der Männlichkeitsforschung auf Gewalt. Diese ist eben nicht nur ein zentraler Bestandteil und bedeutende Ressource der sozialen Konstruktion von Männlichkeit, sondern hat in den Biografien der befragten jungen Männer einen Eigensinn. Es zeigt sich, dass die jungen Männer kollektiv von einer Täter-Opfer-Dichotomie und damit verbunden einem hierarchisch strukturierten sozialen Raum ausgehen. Die Analysen belegen aber, dass sie sich selbst zwischen ‚Oben‘ und ‚Unten‘ in der ‚Mitte‘ verorten und der Opfer-Täter-Status oft ambivalent ist. Die Demonstration kein Opfer zu sein, so der Titel der Studie, ist ein gemeinsames Merkmal aller Interviews. Dieses Phänomen erklärt sich aus der weiblichen Konnotation des Opferstatus, aber auch aus der Angst vor Verletzungen und Schmerz. Junge Männer sind eben nicht nur verletzungsmächtig, sondern immer auch verletzungsanfällig. Die Einbeziehung der biografischen Perspektive ist für die Männlichkeitsforschung ein großer Gewinn, zeigt sie doch die vielfältigen Brüche, Widersprüche und Ambivalenzen in der Aneignung von Geschlecht und im Umgang mit Gewalt auf.

Literaturverzeichnis

- Bereswill, Mechthild; Koesling, Almut & Neuber, Anke. (2008). *Umwege in Arbeit: Die Bedeutung von Tätigkeit in den Biographien junger Männer mit Haft Erfahrung*. Baden-Baden: Nomos
- Bereswill, Mechthild; Meuser, Michael & Scholz, Sylka. (2009). Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung. In Mechthild Bereswill; Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 51–67). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Koesling, Almut. (2010). *Erziehungs- und Beziehungserfahrungen jugendlicher und heranwachsender Inhaftierter*. Münster: LIT Verlag

Zur Person

Sylka Scholz, PD Dr. phil., Co-Projektleiterin des Teilprojekts „Transzendenz und Gemeinsinn in privaten Lebensformen“ im SFB 804 „Transzendenz und Gemeinsinn“ der TU Dresden. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, insbesondere theoretische und empirische Männlichkeitsforschung, Familiensoziologie, Methoden der qualitativen Sozialforschung mit Schwerpunkt Biografieforschung, Bild- und Filmanalyse

Kontakt: Zellescher Weg 17 BZW-A 528, 01062 Dresden

E-Mail: sylka.scholz@tu-dresden.de